

Vom Sprachatlas der deutschen Schweiz

Autor(en): **Hotzenköcherle, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **41 (1946)**

Heft 1: **Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Während bis dahin das Archiv sich begnügte, eine Art modernes Totenregister zu führen, will es nun helfen, unsere schönen, ehrwürdigen und kulturell bedeutungsvollen Dialekte zu pflegen und damit am Leben zu erhalten. Wie kann das geschehen?

Es gibt Leute, die behaupten, und nicht ganz ohne Grund, auch der heutige Vorgang der Vermischung und Verwässerung sei durchaus natürlich; er sei gegeben durch die Freizügigkeit und Schulung des modernen Deutschschweizers; folglich sei ein Eingriff nicht nur unnützlich, sondern auch unerlaubt, ja naturwidrig. Dieser Standpunkt ist richtig, wenn wir den denkenden Menschen und seinen Willen ausschalten. Aber wir lassen ja auch sonst die Natur nicht immer blindlings walten: Wir weisen Bächen ihren Lauf, Bäumen ihre Form und Frucht, Tieren ihren wilden Instinkt. Gerade so kann unser Kulturwille verlangen, daß wir unsere Heimatsprache vor «schlechtem Einfluß» schützen.

Die Aufgabe ist keineswegs leicht; denn jeder Schweizerdeutsch-Sprechende ist zwar Träger eines Dialektes, wenige aber nur sind seine Hüter. Wer nicht auf sein Sprachwissen und seine Sprachseele hört (oder hören kann), der muß sprachlich verwildern.

Hier liegt nun der Kern der Sache und die Gelegenheit für das Phonogrammarchiv: Es gilt, den Leuten das Gewissen für das Richtige und die Freude am Echten beizubringen; das kann man nur mit dem guten Beispiel — was gut ist, ist auch schön —, und darum ist unser Archiv nicht verlegen. *E. Dieth.*

Vom Sprachatlas der deutschen Schweiz

Es gibt vielleicht kein zweites Land in Europa, wo man sich gegenseitig so «aufs Maul schaut» wie in der deutschsprechenden Schweiz und wo man dementsprechend so träf über die sprachlichen Eigentümlichkeiten des lieben Nachbarn unterrichtet ist wie bei uns. Volkstümliche Necklust und Spottsucht haben sich dieser Beobachtungsgabe früh bemächtigt und in Mustersätzen wie «e Zaane d Laateren aab schlaapfe», «de Maa schynt as s Salemaas Schürtaar ane» eigentliche Erkennungsmerkmale für bestimmte Sprachlandschaften und deren Bewohner geschaffen. Aber auch an vereinzelten Wörtern «gäng», «Miuchmäucherli», «reiche» und «Gring», wie «Khuhikhäschtli», «gääre» und «moore», wie «eerber» und «hetocht» erkennen wir unsern Appenzeller, Glarner, Churer oder Berner — nicht zu reden von den vielen verschiedenen Tonfällen, die sich leider im geschriebenen Wort verflüchtigen und die doch so wesentlich sind für Sein und Erkennen unsrer kernigsten Mundarten.

Wir alle wissen oder ahnen auch, daß diese sprachlichen Unterschiede mit andern verbunden, vielleicht sogar in andern begründet sind. Da deckt sich eine solche Spracherscheinung mehr oder weniger mit dem modernen politischen Rahmen eines heutigen Kantons: «eerber» und «hetocht» sind fast rein appenzellische Wörter, und der Glarner Tonfall geht kaum über die Kantons Grenzen hinaus. Dort spiegelt die moderne Wortlandschaft alte, längst versunkene und vergessene politische Tatsachen: so wenn das bündnerische, genauer bündnerrheintalisch-prätigauerisch-

schanfiggerische und im letzten Grund rätoromanische «Feula» (Rückstand beim Einsieden von Butter) bis zum sog. Hirschsprung im St. Galler Rheintal reicht, einer auch topographisch ausgeprägten Stelle, die schon im 6. Jahrhundert als politische und Verwaltungsgrenze eine Rolle spielte, dann allerdings auch später in den politischen Raumbildungen jener Gegend als grenzbildender Faktor immer wieder in Erscheinung tritt. In einem dritten Fall laufen Sprachgrenzen Flüssen entlang und rufen der Frage, ob der Fluß als solcher an der Sprachgrenze schuld sei oder ob vielleicht auch hier politische und verwaltungsgeschichtliche Gründe dahinter stecken: das ist z. B. das Problem der innerzürcherischen Thurgrenze, an der sich heute die breite «zürcherische» Aussprache von a und ä (in Wörtern wie «acht, Nacht» und «sechs, Knecht») und helle «thurgauisch-schaffhauserische» scheiden und so das Weinland sprachlich vom zürcherischen Hauptblock trennen. In noch andern Fällen ist die Verbreitung eines Worts wie die Leuchtspur eines Jahrhunderte zurückliegenden Wanderungs- und Siedlungsweges; wer denkt hier nicht an die Formen und Wörter, welche die sog. Walser im 13. Jahrhundert aus ihrer alten Heimat, dem Wallis, in die neue bündnerische mitgebracht und bis auf den heutigen Tag treu bewahrt haben: etwa «Gsigg», das neben dem oben genannten «Feula» gleicher Bedeutung geradezu ein Kennzeichen der alten, echten Walsergemeinden ist, oder «Chübli», das als Bezeichnung des alten hölzernen Rückentraggefäßes für Milch heute auch in Bünden in schwerem Kampf gegen die aufkommende blecherne «Tause» liegt, so wie es sich im Wallis selbst gegen die modernere «Bränta» zu wehren hat. Damit stecken wir bereits tief im Volkskundlichen und Kulturgeschichtlichen. Ein volkskundliches Problem ist es auch, wenn von Städten aus jüngere, schriftsprachenähere Formen und Wörter sich ölfleckartig oder den Verkehrswegen entlang verbreiten und ältere verdrängen: stadtzürcherische «Truese» gegen «Lüüre» und «Ruume» der Landschaft, oder aufgehelltes aa gegen einst weitverbreitetes, heute nur noch im Oberland sich haltendes oo etwa in dem Wort «Straße»; stadtbernisches «Leitere» gegen das bodenständigere «Leetere» seiner ländlichen Umgebung.

In den sprachgeographischen Tatbeständen, die unserm Volk seit jeher so bewußt und gegenwärtig sind, liegt also eine Fülle von Erkenntnismöglichkeiten auch für Geschichte und Kulturgeschichte. Das ist der Grund, warum im Jahre 1937 Prof. H. Baumgartner in Bern und der Schreiber beschlossen, einen Sprachatlas der deutschen Schweiz zu schaffen: ein Werk, in dem auf Hunderten von Karten diese sprachlichen Unterschiede scharf fixiert und tatsachengetreu dargestellt werden sollen. Dabei sind Wortunterschiede und Lautunterschiede gleichmäßig berücksichtigt — aber auch eigentliche grammatische Probleme wie die Beugung des Zeitworts (mir mached: mir mache, mir händ: mir hei), die Formenlehre des Hauptworts und seines Artikels (an Bäume: a de Böum) und des Eigenschaftswortes (er isch aalt: er isch aalte) sowie der Satzbau (wo mer häi cho sind: wo mer si hei cho). Und nicht zuletzt gilt unser Augenmerk den Sachen und Arbeitsmethoden, die hinter den Wörtern stehen: der Form und dem Material der Gefäße und Geräte, der Art des Melkens oder Heuens. Denn auch da ergeben sich Verbreitungsgebiete und Grenzen, die in charakteristischem Zusammenhang stehen mit den sprachgeographischen Tatsachen und durch sie hindurch mit den allgemein geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Gegebenheiten. So wird die Gesamtheit dieser Karten ein nahezu erschöpfendes Bild von der geographischen Gliederung der deutschschweizerischen Sprach- und

Kulturlandschaft vermitteln und der Heimatkunde ein zuverlässiges neues Werkzeug in die Hand geben.

Von dem Weg, der zu diesem Ziele führen soll, ist heute freilich erst ein Viertel hinter uns gebracht: nämlich die Hälfte der Materialsammlung. Unser «Explorator», Dr. K. Lobeck, reist mit einem von uns in jahrelanger Vorarbeit sorgfältig zusammengestellten Fragebuch von Ort zu Ort — es sind deren insgesamt 450 vorgesehen —, sucht dort mit Hilfe des Gemeindepräsidenten, Gemeindegewährsleiters oder Lehrers geeignete Gewährsleute und arbeitet mit diesen die 212 Seiten des Fragebuchs durch. Die Erfahrungen, die wir mit unsern Helfern und Gewährsleuten machen, gehören zu den schönsten Erlebnissen dieses an wissenschaftlichen und menschlichen Spannungen und Überraschungen schon jetzt so reichen Unternehmens. Wie mancher Gemeindepräsident, von der nationalen und wissenschaftlichen Bedeutung des Werkes erfaßt und durchdrungen, opfert uns wertvolle Zeit, um den besten Vertreter seiner Ortsmundart nicht nur ausfindig zu machen, sondern auch zur Übernahme der Aufgabe zu bewegen; wie mancher gar, tief verwurzelt im Boden seiner Heimat und dank seiner Intelligenz und Tatkraft doch über den Gemeindebann hinausblickend, hat sich schon selbst zur Verfügung gestellt und als ausgezeichnete Gewährsmann erwiesen. Aber auch der einfache Bauer und die einfache Bauersfrau, die ja den Hauptharst unsrer Gewährsleute stellen, zeigen mit ganz wenigen Ausnahmen ein Verständnis für das Unternehmen selbst und für die ihnen darin zugefallene Aufgabe, das dem schweizerischen Bauernstand zur hohen Ehre gereicht und uns immer wieder mit Freude und Stolz erfüllt. Die Anforderungen, die an einen solchen Gewährsmann gestellt werden, sind wahrlich nicht leicht: gilt es doch, in mehreren halbtägigen Sitzungen von 3 bis 4 Stunden über den ganzen bodenständigen Wortschatz Auskunft zu geben — zwar geleitet von den kundigen Fragen des Explorators, aber in stetiger strengster Konzentration und Anspannung des Gedächtnisses und, wo es sich um die Darstellung von Arbeitsmethoden handelt, in scharfer Erfassung des Wesentlichen und klarer Schilderung des Vorgangs. Bodenständigkeit, sachliche und sprachliche Beherrschung des ganzen bäuerlichen Berufs- und Lebenskreises, Intelligenz und Spannkraft sind die Grundbedingungen einer solchen Aufnahme: sie wurden in nicht wenigen Fällen noch übertroffen durch eine wahrhaft beschwingende Spontaneität des Eingehens auf unsre Absichten und eine menschliche Offenheit, die in diesem Ausmaß zu erwarten wir nie gewagt hätten.

Manchem unsrer vorzüglichen Gewährsleuten brachten wir freilich auch etwas, woran weder er noch wir zunächst gedacht hatten: das überraschende und beglückende Erlebnis der Fülle und der eigenwüchsigen Schönheit seiner heimatlichen Mundart. Wie oft nach diesen vier bis fünf Tagen intensiver gemeinsamer Arbeit, in deren Verlauf der ganze Wortschatz einer solchen ländlichen Lebens- und Sprachgemeinschaft durchgeackert wird, hört unser Explorator nicht die erstaunte und dankbare Feststellung: Nun erst wissen wir, wie reich und wie trefflichschön unsere Sprache ist, und wie sehr es sich lohnt, zu ihr Sorge zu tragen. Die konzentrierte Vergegenwärtigung des ganzen bodenständigen Wortschatzes in verhältnismäßig kurzer Zeit, die fortwährende Verpflichtung, so viele Einzeldinge und -handhabungen beim richtigen Namen zu nennen und oft feinste Unterschiede zwischen benachbarten Wörtern sachlich zu fassen und zu umschreiben, gibt vielen unsrer

Helfer zum erstenmal in ihrem Leben das klare Bewußtsein von Wert und Eignung ihrer Sprache — und die Erfahrung, daß sich studierte Leute während Jahren ernst und wissenschaftlich mit ihr beschäftigen und sie achten und lieben, den berechtigten und ach so nötigen Stolz, der die Voraussetzung ist zu ihrer Bewahrung.

Rudolf Hotzenköcherle.

Schweizerdeutsch im öffentlichen Leben

Seit das Schlagwort von der geistigen Landesverteidigung aufgekommen ist, erfreut sich der Heimatschutz in jeder Form, auch der sprachliche, der offiziellen Sympathie. In Tat und Wahrheit fehlt aber sehr oft jenen, welche die Botschaft verkünden, selbst der Glaube. Sie betrachten nämlich unsere Muttersprache als eine Sprache zweiter Klasse, gut genug, die Kinder zu ermahnen und beim Krämer Kartoffeln zu kaufen. Bei jeder nur einigermaßen feierlichen Gelegenheit bedienen sie sich selbst des Hochdeutschen.

Sobald man aber das Schweizerdeutsch für eine Sprache minderen Ranges hält, kann sein Rückgang nicht aufgehalten werden. So wie die als nobler betrachtete städtische Kleidung allmählich auch von der Landbevölkerung übernommen wird, so verdrängt die als «höherstehend» betrachtete Sprache die «niedrigerstehende». Aus diesem Grund muß jeder Freund des Schweizerdeutschen dafür eintreten, daß ihm wieder der gebührende Platz im öffentlichen Leben eingeräumt wird.

In den letzten Jahren hat es in dieser Beziehung allerdings gebessert. Während nach 1914 zum mindesten in der Ostschweiz bei Festen und Feiern fast ausschließlich schriftdeutsch gesprochen wurde, sogar am 1. August, reden heute die meisten Redner wieder so, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Auch in den städtischen und kantonalen Parlamenten hat das Schweizerdeutsch viel verlorenes Terrain zurückgewonnen. Im zürcherischen Stadt-Parlament, im Gemeinderat, sprachen von 125 Mitgliedern noch vor acht Jahren nur zwei Dialekt, heute bereits mehr als die Hälfte.

Die Befürchtungen, welche von den Gegnern des Schweizerdeutschen ausgesprochen wurden, haben sich in keiner Weise bewahrheitet. Es ist nicht richtig, daß die, welche sich des Dialektes bedienen, langfädiger sind, im Gegenteil. Vor allem aber werden sie mit viel größerer Aufmerksamkeit angehört, weil sie ihre Ausführungen frei, oder nur nach Notizen halten, während die meisten schriftdeutschen Redner jedes Wort ablesen. Eine Rede ist keine Schreibe. Wer frei spricht, wirkt unmittelbarer und überzeugender.

Es ist allerdings richtig, daß das Schweizerdeutsch, das gesprochen wird, oft alles andere als einwandfrei ist. Die Redner unterliegen immer noch der Gefahr, einfach